

Insel Verlag

Leseprobe



Jaskulla, Gabriela
Ostseeliebe

Roman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4451
978-3-458-36151-0

Ein Forschungsauftrag über einen vergessenen Dichter verschlägt die junge Germanistin Julia Völcker auf eine kleine Ostseeinsel. Auf den ersten Blick eine Idylle! Doch hier gelten andere Regeln als in der Großstadt auf dem Festland, wie Julia bald am eigenen Leib erfährt. Die Inselbewohner bilden eine eingeschworene und wortkarge Gemeinschaft und begegnen der Zugezogenen zunächst mit einer gehörigen Portion Skepsis. Aber Julia lässt sich nicht unterkriegen. Sie fragt nicht, macht ihre Arbeit, trotz Stürmen und Widrigkeiten aller Art. Als sie sich in den Tierarzt Hanno verliebt, scheint sie endlich angekommen, doch die Beziehung wird auf eine harte Probe gestellt ...

Gabriela Jaskulla wurde 1962 in Franken geboren, wuchs in Hessen auf, lebte in Spanien, liebt Hamburg, kleinere Inseln und lebt heute bei Berlin. Sie ist Kunsthistorikerin und Journalistin, arbeitete 17 Jahre für den Rundfunk und lehrt Kulturjournalismus und Kreatives Schreiben an der Hochschule in Hannover.

www.gabrielajaskulla.de

insel taschenbuch 4451

Gabriela Jaskulla

Ostseeliebe



GABRIELA JASKULLA

Ostseeliebe

Roman

INSEL VERLAG

Die Erstausgabe erschien 2003 im btb Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Erste Auflage 2016

insel taschenbuch 4451

© Insel Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der
Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Lauri Rotko/Getty Images

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36151-0

Ostseeliebe

Witkacemu – kochanemu Przyjacielowi

1.

Das Wasser war trüber, als sie erwartet hatte, dunkler – und so unbeweglich wie eine überfressene Seelöwin. Sie musste lächeln: Seelöwen gab es hier natürlich nicht. Sie zögerte: wahrscheinlich nicht. Wenn sie ehrlich war, hatte sie keine Ahnung, was da unter ihr an Lebendigem existieren mochte. Und es interessierte sie auch nicht, jedenfalls so lange nicht, wie es nicht ein warmer, sonnen-durchfluteter Tag sein würde, sie mit den Zehen im Wasser plätschernd, das lau und sanft wäre – Urlaubswasser, mit dem sie sich auskannte, Mittelmeerwasser, Badewasser für den Sommer.

Julia seufzte. Davon war sie nun allerdings meilenweit, monateweit entfernt. Ganz allmählich hatte sie die Orientierung verloren, je weiter sie in die Dunkelheit hinein-führen. Es war ziemlich kalt. Jeanette würde sagen: »Verdammt schattig hier!«

Nun musste sie sich die Ironie schon bei ihrer besten Freundin ausleihen, was nicht oft vorkam. Aber dies war auch kein Urlaubstrip, das unwillige Wasser unter ihr plätscherte keineswegs sommerlich verheißungsvoll, und es würde auch keine Tintenfische liefern, die sie zum Abendessen mit einer köstlichen Knoblauchmayonnaise vertilgen würde, Kalorien hin oder her. Gab es irgendeine Situation, in der sie es nicht schaffte, früher oder später ans Essen zu denken? Doch es beruhigte, lenkte sie ab von dieser merkwürdigen Passage. Eine Reise ins Ungewisse, das hatte sie gewusst – nicht aber, wie schnell

sie die Orientierung verlieren würde, die Richtung, das Ziel. Woher war sie aufgebrochen, wohin war sie unterwegs? Sie kannte sich schon lange nicht mehr aus.

Etwas zu sich nehmen. Sattwerden. Sattsam bekannt das alles. Sie liebte diese meist plötzlich eintretende Schwere, wenn sie sich durch einen Braten oder notfalls durch hastig heruntergeschlungene Pizzamengen selbst zur Unbeweglichkeit verurteilt hatte, den Kopf leer, die Beine gelähmt und die Arme nur noch dazu geeignet, einen müden Kopf auf die Tischplatte zu stützen. So hätte sie stundenlang unbeweglich verharren können, am liebsten tagsüber, wenn sie um sich herum noch Geräusche von Geschäftigkeit vernahm, Kinder, die sich zum Spielen aufmachten, anspringende Wagenmotoren – lauter Betriebsamkeiten, die sie in aller Ruhe an sich vorbeiziehen lassen konnte.

»Du und deine Mittagsmeditation!«, pflegte ihre Mutter vorwurfsvoll zu sagen, um dann Puddingschalen und Salatschüsseln außer Reichweite zu räumen. Sie bemühte sich dabei, keinen Lärm zu machen, als schlief Julia. Eigentlich tat sie das ja auch, war nicht ansprechbar, war nicht da. War ganz bei sich. Das waren Momente der völligen Zufriedenheit, der Wunschlosigkeit, in denen ihr kein Zweifel und kein Ehrgeiz in die Quere kamen, in denen sie niemanden vermisste und sich nicht wünschte, angesprochen zu werden, Momente des Trostes.

Es ist nur, weil ich mich so allein fühle, dachte sie jetzt und, mit plötzlicher Ernüchterung: Ich bin ja auch allein!

Das hatte sich schon bei Beginn der Reise eingestellt, dieses leise Gefühl der Enttäuschung. Im Nu war die

Zeit vergangen zwischen Bielefeld und Berlin, in einem Augenblick flogen mehrere hundert Kilometer vorbei, Gleise und Orte und fahle Landschaften und Städte von hinten. Die Schienen plötzlich alle nur noch aus Lagern, Abraumhalden und Werkstatthöfen zu bestehen, Vorstädte, Durchgangsdörfer mit schmalen Schultern, die kaum abwichen von ihren schnurgeraden Hauptstraßen, oft eingeklemmt zwischen Asphaltbahnen und Eisenbahntrasse.

Doch dann, von Spandau an, waren mit jedem Halt die Bahnhöfe elender und bei jedem Umsteigen die Züge schmutziger geworden, hatte sich das Tempo verringert, hatte die Bequemlichkeit abgenommen. Kein Speisewagen zwischen Berlin und Stralsund, keine Abteile bis Bergen. Und dann diese größte deutsche Insel, die sich als Festland ausgab, eine belanglose grüngraue Hüggellandschaft, mit allzu vielen landwirtschaftlichen Großbetrieben, Silos, die zum Himmel stanken, und in der Weite verlorenen Menschen, die auf den Bus warteten und sich gegen den Wind stemmten. Gegen einen Wind, der scheinbar ins Leere pfiff und kein Laub fand zum Spielen, keine Lämmer, um sie vor sich her zu treiben, keine Regenschirme, die sich verheddern ließen. Diese Leute trugen Kapuzen oder zogen die Köpfe tief ein beim Gehen.

Eine Reise, die zunehmend alles kleiner werden ließ: erst im funkelnagelneuen Intercity, weiter mit einem immer noch stattlichen Expresszug, mit einer Regionalbahn, mit Fähre und Bus. Das übliche Gefühl des Sich-Entfernens wollte sich partout nicht einstellen, und ein Abenteuer war das hier schon gar nicht. Es waren All-

tagsstrecken, die Julia benutzte, Pendlerstrecken, Zweckstrecken, kein Mensch achtete auf die Landschaft; im Bus starrten die Leute mit seltsam blicklosen Augen auf den Nacken des Vordermanns, und schon die vorbeiziehenden Hecken und Weiden zu beobachten, kam Julia unpassend vor. Als würde sie in fremde Fenster schauen, um sich ein Bild vom Wohnzimmer der Leute zu machen. Niemand schaute zur Seite, niemand wandte sich um, wenn ein Fahrgast ausstieg. Alle schienen sich bestens auszukennen, schienen Fahrpläne, Verbindungen, Streckennetze im Kopf zu haben. Und Julia, die bei jedem Umsteigen unsicherer wurde und mehr und mehr fröstelte, wurde bewusst, wie sehr sie nicht hierhergehörte. Kein Fremder gehörte hierher. Hier war man offenbar seit Jahrhunderten unter sich geblieben und hatte auch niemanden vermisst. Gewiss, niemand musterte sie neugierig im Bus, auch nicht, als sie, wiederum als Einzige, nach dem Fahrpreis fragte, aber gerade das irritierte sie. Die Leute zeigten deutlich, dass sie sich nicht für sie, Julia, interessierten, dass sie keine Rolle spielte.

Und dieses Gefühl kannte Julia von Kindesbeinen an: Schön, dass du da bist, hatte Großmutter Evi gesagt – um sich sofort wieder dem kleinen Bruder zuzuwenden. »Du warst ein Wunschkind«, behauptete ihre Mutter und fügte hinzu, dass nach ihrer Geburt nichts mehr gewesen sei wie vorher. Wenn Julia fragte, was sich denn geändert habe, sagte die Mutter: »Na, eben alles!« Und konnte sich genau an ihre Neigung zu geschwollenen Beinen erinnern, die sie seit damals mit Zinktabletten und Unmengen grünen Tees bekämpfte. Seit einigen Jahren roch das Haus fremd und gesund, und es schien unvorstellbar, dass Va-

ter und Mutter jemals zu Rock 'n' Roll johlend Polonäsen getanzt hatten, im Partykeller, mit den Nachbarn und dass sie dazu »Grüne Chartreuse« getrunken hatten.

Und doch hatten sie es getan, hatten oft davon erzählt, und einmal hatten sie sogar später noch einen solchen Ausbruch riskiert. Julia war dabei gewesen, im neu eingerichteten Keller der Goldnüssens, Nachbarn, die wohlhabender waren als die eigenen Eltern, neben ihren zwei halbwüchsigen Söhnen mehrere Jagdhunde besaßen und außer dem blitzenden Mercedes auch noch einen Zweitwagen für die Dame des Hauses, den ersten Zweitwagen des Ortes. Und von Goldnüssens Ältestem wurde behauptet, er rauche Haschisch, es rieche immer so merkwürdig aus seinem Zimmer, das er, der Älteste, Uwe, seine »Bude« nannte und meist verdunkelt hielt. Julia fand Uwe aufregend, aber das bemerkte der natürlich nicht, und wenn er es doch bemerkte, dann ignorierte er es. Goldnüssens also hatten eingeladen, und Julia war durch die dröhnende Musik angelockt worden. Sie lief nacheinander über zwei genau gleich kurzgeschorene, gleich leuchtendmittelgrüne Rasenflächen, tätschelte einen der nutellafarbenen Hunde und ging durch die offene Tür ins Haus. Altdeutsch nannte man diese Art der Einrichtung, das wusste Julia und wunderte sich jedes Mal aufs Neue, warum dazu nicht auch Ritterrüstungen und Schatztruhen gehörten.

Die Kellertür war nur angelehnt, die messingfarbene Türklinke klebrig, jemand hatte Goldfischlis verstreut auf der Schwelle. Von unten herauf klang Frauenlachen, dröhnte die Musik. Musik, die alle verrückt fanden und zu der sie immer und auf der Stelle tanzen mussten:

»I said move over once / Move over twice / Come on, baby, don't be as cold as ice / I said I'm travelling on the one after nine o' nine ...«

Normalerweise schimpfte ihr Vater immer auf diese Halbstarren und dass sie alles auf Englisch singen mussten: »Die ganze Sprache wird verhunzt!« Und wenn Mutter einwandte, dass Liverpool schließlich in England liege, dann parierte er: »Wenn die hier singen, können sie auch unsere Sprache lernen! Ich sage ja auch ›Thank you‹, wenn ich drüben was kaufe!« Tat er nicht, wie Julia wusste. Denn er war ja nie »drüben«, er war noch in überhaupt keinem »Drüben« gewesen! Aber jetzt tanzte er mit Frau Goldnüssens pummeliger Cousine, deren Haare vom unglaublichsten Goldblond waren, das Julia je gesehen hatte. Ihre hochtoupierete Frisur wankte bedenklich, als Vater und sie umeinander herumhopsten. Wie der runde Turm auf einem etwas merkwürdigen Bild, das ein Onkel Julia mal geschenkt hatte und das, wie er meinte, die »Babylonische Sprachverwirrung« darstellte. Den Begriff merkte sich Julia damals, und jetzt fiel er ihr wieder ein, jetzt, während dieser merkwürdigen Reise, die sie in etwas führte, was ihr gänzlich unbekannt und seltsam ungreifbar schien. Sie schüttelte den Gedanken ab. Wie viel selbstsicherer war sie doch als Kind gewesen, damals, bei Goldnüssens. Sie hatte sich wichtig gefühlt, im Begriff, eine Eroberung zu machen, sie traute sich hinunter in den brodelnden, hüpfenden, johlenden Erwachsenenabgrund, denn der Lärm würde sie beschützen.

»I've got my back/Run to the station/Railman says,
you've got the wrong location ... I said I'm travelling
on the one after nine'o nine/I said move over honey/
move on twice ...«

Und da waren Frau Goldnüssen und ihre Mutter und hielten sich an den Händen. Eine Art Ringelreihen für Erwachsene schien das zu sein, ungewohnt, aber lustig. Julia hüpfte mit, und als die beiden Frauen an ihr vorbeisprangen wie eine etwas zu kurzgeratene, aber quicklebendige Schlange, da erwischte sie gerade noch die linke Hand von Frau Goldnüssen, die mit den vielen Bernsteinringen, und ... »O Gott, schon wieder dieses Kind!«, hörte sie Frau Goldnüssen plötzlich rufen, trotz des Lärms, ganz klar und deutlich, und diese Frau schüttelte sie von ihrer Hand ab, als wäre Julia eine tote Fliege. Es wurde ganz kalt in ihrem Kopf und ganz still. »Julia!« sagte ihre Mutter streng und aus ihrer Ausgelassenheit gerissen, »Julia!«, aber da war sie schon zur Tür hinaus, die Treppe hinauf, über den Rasen mit den plötzlich ganz scharfen Halmen gerannt, weiter, weiter, verfolgt von den belledenden Hunden, und nur heim, nur heim.

Noch immer schämte sich Julia, wenn sie an diese Episode dachte. Ein Grundgefühl der Unbehaglichkeit hatte sich damals bei ihr eingestellt, das Gefühl, sich nie ganz am richtigen Ort zu befinden. Immer schien alles richtig gewesen zu sein, bevor sie kam, zur Unzeit, oder nachdem sie zu früh gegangen war. Irgend etwas passte nicht, wie bei einem Puzzle-Stück, das eigentlich in eine ganz bestimmte Lücke gehörte, aber trotzdem ein bisschen klemmte, man musste es verbiegen – und dann krum-

pelte es und stand vor, und jeder sah, dass es so nicht richtig war. Und vielleicht war es ja dieses Grundgefühl, das dazu führte, dass sie immerzu überall anstieß, gegen Wände und Türen lief, Entfernungen falsch einschätzte, letzte Treppenstufen übersah oder in ihrer Vorstellung dazuerfand. Ein Grundkrumpelgefühl.

Manchmal dachte sie, dass sie sich deshalb dieses Fettpolster zugelegt hatte, das sie so hasste. Vor allem um die Hüften und den Hintern herum beulte und knäulte es sich, während die Beine kräftig, aber gerade und keineswegs formlos waren und der Oberkörper von starken, jedoch überraschend schlanken Schultern und einem ebensolchen Hals abgeschlossen wurde. Nein, mit den Armen konnte Julia sich verteidigen, konnte gestikulieren beim Sprechen, konnte abwehren und überzeugen, sich, wenn nötig, die ganze Welt vom Leibe halten. Nur im äußersten Notfall gestattete sie sich über ihre Gesten hinaus eine einzige scharfe Bemerkung, und dann verstummte selbst ihr vorlauter Bruder. Aber in solchen Augenblicken mochte sie sich nicht, sie zog es vor, einfach nur dazusein, abwartend, passiv, die Arme verschränkt. Mit ihrem Kopf war Julia Völcker einverstanden, mit ihrer Fähigkeit, sich auszudrücken, da hatte sie alles im Griff. Nur der Bauch, der empfindliche und immer unruhige, immer verlangende Bauch! Vom Magen an wurde es kritischer, da ließ ihre Konstitution sie im Stich, und darum wohl diese beruhigenden Polster, die ihr in den Augen der Freundinnen etwas Sanftmütiges, Robbenhaftes gaben.

Julia hatte viele Freundinnen, weil sie anderen Frauen keine Angst einflößte. Gutmütig hörte sich Julia ihre

Ratschläge an, die darauf zielten, dass sie Sport treiben, eine Diät machen, mehr unter die Leute gehen solle – und wusste genau, dass das Gerede über Veränderung letztlich ein Spiel war, das im Laufe der Jahre feste Regeln angenommen hatte, über die keiner mehr sprach. Denn ihre Freundinnen liebten sie so: weich und nachgiebig und ungefährlich.

Sie sah sich um: Mit niemandem hier hätte sie wirklich gern ein Wort gewechselt.

Eine Gruppe von Rauchern saß zusammen, ein paar Männer, auf dem Heimweg offenbar. Die hatten sich stumm und selbstverständlich nebeneinandergesetzt auf die Bänke in der Mitte, und kaum waren sie losgefahren, war einer aufgestanden und hatte für sich und die anderen Bier geholt, breitbeinig, den schwankenden Boden offenbar gewohnt, ohne ein Wort.

Das Licht der Neonröhren flackerte auf den Gesichtern, die sich glichen in ihrer grauen Mattigkeit. Sie kannte solche Gesichter aus der Straßenbahn, solche Männer, unbeweglich, gleichgültig. Nie machten sie Aufhebens von sich, und meist tauchten sie zu mehreren auf, so, als wären sie jederzeit bereit für ein Kartenspiel, eines, bei dem es nicht viel zu verlieren und noch weniger zu gewinnen gab. Sorgenmänner, die sich dicht beieinanderhielten.

Der Aufenthaltsraum glich einer Küche, von der ein minderbegabter Architekt geglaubt haben mochte, sie sei modern oder würde es über kurz oder lang. Ein Raum, der nie jemandem gefallen hatte, das spürte man, um den sich nie jemand gekümmert hatte. Er erfüllte sei-

nen Zweck, wie eine Konservendose ihren Zweck erfüllt. Heller, gestrichelter Linoleumboden, auf dem unzählige Frauenabsätze, kratzende, schabende, schleifende Koffer, Kisten, Rucksäcke, Plastikbeutel, Körbe ihre Spuren hinterlassen hatten. Bänke für mehr als zwei, aber weniger als drei Personen, mit niedrigen Tischen dazwischen, an denen man sich beim Hinsetzen unweigerlich die Knie stieß. Leuchtstoffröhren. Ein paar weiße Hängelampen. Gardinen, die sicher noch nie jemand zu gezogen hatte. Warum auch? Eine Treppe führte nach oben. Als Kinder sie hinaufkletterten, schepperte es, und Dreck rieselte von Turnschuhsohlen durch die metallenen Stufen. Keinen kümmerte das. Alle schienen diese Fahrt nur möglichst schnell hinter sich bringen zu wollen.

Und so wurden Würstchen hastig zwischen zwei Pappdeckel geklemmt, wartete die Bedienung nicht, bis das Bierglas gefüllt war, knüllten die Kinder das Papier ihrer Schokoriegel achtlos neben sich zusammen. Ein Geruch von angelernter Ergebenheit lag in der Luft, durch die Rauchkringel schwebten. Die Verbotsschilder waren neu und wurden nicht beachtet.

Drei Typen im Gastraum mit karierten Sakkos und rätselhaft geblühten Krawatten dazu. Siegessicher bleckten sie beim Bier die Zähne, redeten einander laut in die geröteten Gesichter: über das prima Geschäft, das sich machen ließe, man müsse es nur richtig anpacken. Und keine Frage, das würden sie! Natürlich gebe es hier keine Infrastruktur wie auf Sylt, bis dahin sei es noch ein weiter Weg, und denkt ja nicht, das Hotel Pirat biete besonderen Komfort – der mittlere meckerte ein anzügliches Lachen –, aber die Voraussetzungen seien nicht